
Nora Bossong

Auch morgen

Politische Texte

edition suhrkamp

SV

Nora Bossong

Auch morgen

Politische Texte

edition suhrkamp

SV

Nora Bossong
Auch morgen
Politische Texte

Suhrkamp

Inhalt

Cover

Titel

Inhalt

Die verwaltete Erinnerung

Menschenrechte für rechte Menschen

Was sind schon fünfundzwanzig Jahre?

Gerechtigkeit für die Welt

Das Gestern im Heute

Vier Versuche über das Böse

I Der Spieler. Über Variationen des Teufels

II Du und ich. Über Variationen des Guten

III Hinter dem Spion. Über Variationen der Distanz

IV Wohin geht das Böse? Über Variationen des Pakts

Jugend, ewige

I

II

III

IV

Feuerlöscher und Barrikaden

Erzählung vom wüsten Land

I

II

III

IV

V

Die zerlöcherte Region

Ein Tag wird kommen

Trost der Wolken

Die Sehnsucht nach dem Anderen

Vom Trost der Wolken

In GOD we trust

Nachweis der Erstdrucke

Anmerkungen

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Die verwaltete Erinnerung

Menschenrechte für rechte Menschen

»Direitos Humanos são para humanos direitos.« Dieser so schön elliptisch geschwungene Satz beschäftigt mich, seitdem ein Freund mir davon erzählte. Übersetzt aus dem Portugiesischen heißt er so viel wie: Menschenrechte sind für rechte Menschen, oder auch: für rechtschaffene, für passende, für die richtigen Menschen.

Menschenrechte für rechte Menschen. Was aber ist das denn, der rechte, richtige Mensch? Geäußert hat diesen Satz der brasilianische General Augusto Heleno im Oktober 2019 in einem Interview. Heleno war unter anderem für den UN-Blauhelmeinsatz in Haiti verantwortlich, so kamen wir auf ihn. Mein letzter Roman *Schutzzone* war gerade erschienen, wir saßen im Hamburger Frühherbst bei einem Bier zusammen und sprachen darüber, was diese Weltinstitution namens UN noch sein könne und was aus all den Hoffnungen geworden sei, für die diese Institution steht oder eben stand.

Ihre Blauhelme nennt man auch Friedenstruppen, und sie könnten unseren, ich glaube, allgemeinmenschlichen Wunsch nach Frieden verkörpern, eine Art Engelsheerscharen für eine Zeit, in der man zu genau weiß, dass Engel immer wieder nicht gekommen sind, wenn sie hätten eingreifen müssen, nicht nur um Leben, sondern um das grundlegend Menschliche zu retten.

Auf Haiti hatten die Friedenstruppen in einem Quartier mit dem schönen Namen Cité Soleil, einem Slum von Port-au-Prince, in nur wenigen Stunden 22 000 Kugeln verschossen. Einige dieser Kugeln trafen Mitglieder einer kriminellen Vereinigung, andere trafen Unbeteiligte. Es sollen bis zu siebzig Menschen gestorben sein, darunter auch Kinder. Die

Operation Iron Fist sei ein Massaker gewesen, meinen Menschenrechtsgruppen. Sie sei ein Erfolg gewesen, meint Heleno.

Seit der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 hat es immer Mittel und Wege gegeben, diese zwar anzuerkennen, aber doch bitte schön nicht für alle. Immer wieder haben sich Ideologien von rechts wie von links ihren richtigen Menschen geschaffen. Sie haben aussortiert, wer diesem *Richtigen* nicht entsprach. Der Mensch ist aber nicht zuerst richtig, er ist vor allem Mensch, fehlbar, verletzlich, hilflos, sanft, oft mittelmäßig und, ja, mitunter sogar böse oder sagen wir boshaft, eigennützig, nachtragend und rachsüchtig. Genau davon erzählt Literatur, sie erzählt nicht vom richtigen Menschen, sondern vom Menschen. Sie erzählt von all jenen, die daran scheitern, die richtigen Menschen zu sein, oder zum Scheitern verdammt werden, sie erzählt auch von jenen, die das Richtige zu definieren versuchen, in ihrem Wunsch nach Ordnung, Gewalt und Herrschaft. Literatur erzählt davon, wie Menschen an sich selbst scheitern oder zugrunde gehen, und, ja, manchmal werden sie auch glücklich aneinander, zumindest für den Moment. Ganz sicher muss sie gerade nicht definieren, was der richtige Mensch ist, auch wenn es das gibt in Romanen, Gedichten, Essays, die dann aber vielleicht eher ideologisch als literarisch zu nennen wären. Sie muss Menschen nicht definieren, sondern darf sie zeigen in ihrer ganzen Zerrissenheit, in ihrer Verlorenheit zwischen dem, was mutmaßlich richtig, und dem, was mutmaßlich falsch ist. Literatur darf zweifeln, und sie darf auch verzweifeln. Sie ist nicht verpflichtet, Hoffnung zu geben, auch wenn es schön ist, wenn sie das kann.

Und ich gebe zu: Als ich die Arbeit an meinem letzten Roman beendet hatte, in dem ich mich mit dem wiederholten Scheitern der UNO im Anblick schlimmster Gräueltaten befasst hatte, mit Ohnmacht, persönlicher und institutioneller, mit dem, was innerhalb kürzester Zeit an Vernichtung möglich ist zwischen Menschen, und mit dem so hartnäckigen Umstand, dass offensichtlich immer wieder geschieht, was nie wieder geschehen sollte, Kriegsverbrechen und Völkermord, *plus jamais, never again*, dass es mir mit der Zeit so viel mehr eine menschliche

Konstante zu sein schien als unsere Fähigkeit zum Frieden, da war es mit meiner Hoffnung vorbei. Ich war vollständig leer. Ich kultivierte keine leere Hoffnung, ich gab das Prinzip Hoffnung gänzlich auf. Sie war einfach verbraucht, bis ins Letzte, die Hoffnung darauf, dass das menschliche Miteinander nicht vor allem aus dem Zufügen von Leid besteht. Und auch, wenn es im Vergleich klein wirken mag: Auch die Hoffnung in die Literatur und ihre Kraft, die mal eine transformatorische, mal eine aufklärerische, mal eine tröstende ist, gab ich verloren.

»Die Geschichte lehrt, aber sie hat keine Schüler«, hat Antonio Gramsci einmal bemerkt. Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, ich glaube, sie hat Schüler, aber die Geschichte lehrt eben nicht nur dieses: Nie wieder, sie lehrt für die, die es möchten, Umsturz, Unterdrückung, Überlegenheit, Indoktrination. Sie unterrichtet Revolutionstheorie, Willkürherrschaft, Massenmord und wie sich all das als legitim behaupten lässt. Sie unterrichtet, dass man wunderbar von Menschenrechten sprechen kann, von Freiheit, Würde und Gleichheit aller, wenn man nur eben sortiert, wem diese Rechte, die Würde und die Freiheit zustehen und wem nicht, wer gar nicht unter den Begriff des Menschen zu fassen ist oder weshalb der Mensch als Einzelner misshandelt werden darf, wenn dies dem Kollektiv oder der Partei dient.

Während der Recherche zu meinen Büchern und Reportagen habe ich immer wieder beeindruckende Menschen getroffen, aber ich habe auch viel Zynismus, Geltungshunger und Selbstherrlichkeit kennengelernt. Einige haben sich selbst gern als Weltretter gesehen, dabei nur falsche Hoffnung verkauft, weil der Handelspreis dafür gerade gut stand. Andere haben weggesehen. Wieder andere haben gezielt Hass geschürt. Mit Worten kann so vorzüglich gelogen und manipuliert werden, und immer wieder ist im Namen des Richtigen nichts anderes geschehen, als eigene Machtansprüche durchzusetzen auf Kosten anderer Menschen, ihrer Hoffnungen, ihrer Wünsche und ihrer Unversehrtheit.

Hoffnung sei gar nicht so gut, wie wir immer meinten, hat mir einmal eine Freundin gesagt. Sie binde nur Energie, und wir hielten uns an etwas, das gar nicht mehr mit der Wirklichkeit in Bezug stünde. Ja, das mag sein,

und von den drei Stufen, die ich gelernt habe als berufliche Entwicklung innerhalb der UNO (aber sicher nicht nur da), vom Idealismus zum Pragmatismus zum Zynismus, halte ich den Pragmatismus in der Wirklichkeit vielleicht sogar für die beste Stufe. Doch das literarische Denken hat gerade die Kraft, das, was auf der planen Fläche der Wirklichkeit geschieht, zu übersteigen und zu durchdringen. Sie kann Utopien schaffen, ja, allerdings ist mein Wunsch danach vorsichtiger geworden. Sie hat vor allem die Kraft, uns ins Herz zu sehen ebenso wie dorthin, wo alles, was wir mit dem Herzen verbinden, aufhört, in die Abgründe und auf die Versteinerungen unserer Gefühle wie unseres Denkens.

Und sie blickt damit auch auf das, was zwischen uns liegt und was uns zugleich verbindet. Sie kann in das sehr intime Miteinander von zwei Menschen schauen ebenso wie auf die Dienstvorschriften, Funktionszusammenhänge, die Säle der Menschenrechtsausschüsse von Parlamenten und Vereinten Nationen und nicht zuletzt auf die Menschenrechte selbst, ihre mutmaßliche Universalität und darauf, dass sie davon abhängig sind, wer sie liest, wer sie hört, wer sie anwendet, gelten lässt, und für wen.

Es steckt eine Doppelbödigkeit ja auch in den Beschlüssen, in der Ambivalenz oder Dialektik der Werte, auch jener, die wir als große Errungenschaften ansehen. Wenn man mit den Menschenrechten die Menschen zu definieren beginnt, beginnt man auch das zu definieren, was nicht dazugehört, nicht dazugehören soll. Oder wie es Toni Morrison beschreibt: »Die Menschenrechte, zum Beispiel, ein Organisationsprinzip, auf das die Nation sich gründete, waren unausweichlich an den Afrikanismus gekoppelt. Seine Geschichte, sein Ursprung wird ständig mit einem anderen verführerischen Konzept verbunden: der Hierarchie der Rassen. [...] Das Konzept der Freiheit entstand nicht in einem Vakuum. Nichts rückte die Freiheit derart ins Licht wie die Sklaverei – wenn sie sie nicht überhaupt erst erschuf.«

Wie verlassen wir dieses Dilemma? Vielleicht können wir das Dilemma nicht lösen, und damit will ich nicht sagen, dass ich es gutheiße, nur will

ich meinen, dass die Lösung weder jene ist, die Menschenrechte aufzukündigen, ihre Universalität allein als westliche Hegemonie anzuprangern, noch ist die Lösung jene, abzuleugnen, dass Menschen immer wieder den Wunsch entwickeln, richtiger zu sein als andere. Ich glaube allerdings, niemand ist gänzlich unversehrt, so wenig, wie irgendjemand gänzlich gut oder eben »richtig« und »passend« ist, es gibt nur einige, womöglich viele, die ihre eigene Unversehrtheit vorgeben oder ihr vollkommen schattenloses Dasein, ihren festen Stand auf der ganz und gar richtigen Seite.

Darum ist die Literatur, die mich interessiert, jene, die von der uns je eigenen Fähigkeit zur Verletzlichkeit wie zur Verletzung berichtet, und ich glaube, davon berichtet Literatur meistens, ich glaube, genau das ist es, was ein paar von uns zu dieser doch höchst merkwürdigen Tätigkeit drängt, tagaus tagein allein am Schreibtisch zu sitzen und mit Schattenfiguren durch die Welt zu gehen, Figuren, die eben auch aus unserem eigenen Dunkel entspringen. Literatur berichtet nicht davon, wie wir passende Menschen sind, sondern von unseren Widrigkeiten, Fehlbarkeiten und Verwundbarkeiten, und eben darum kann sie, auch wenn sie nicht immer schön und hoffnungsfroh ist, uns ein Halt sein.

Was sind schon fünfundzwanzig Jahre?

Um mich das Paradies, ungefähr. Die letzten beiden Badenden haben vor der Dämmerung den Pool verlassen, viele Hotelgäste sind ohnehin nicht mehr da, an der fast verlassenen Bar läuft ein französisches Chanson, und in einen der Flechtstühle gelehnt höre ich der Männerstimme zu:

*Qui saura, qui saura, qui saura,
Qui saura me faire vivre d'autres joies
Je n'avais qu'elle sur terre
Et sans elle ma vie entière,
Je sais bien que le bonheur n'existe pas.*

Vielleicht, weil die Stimmung am Vorabend des Gedenktags still ist, vorsichtig, eher wie die Stunden nach einem Fest, wenn die Besucher abgereist und die Gartenzelte abgebaut sind, vielleicht, weil es dennoch tags nicht so erdrückend leise war, wie ich gedacht hatte, in der Innenstadt von Kigali schlängelten sich die Mototaxis wie gewöhnlich an den Autos vorbei, gingen die Menschen ihren Wochenendeinkäufen nach, vielleicht, weil mir keine Vorstellung davon gelingt, wie man einen Tag begeht, an dem vor fünfundzwanzig Jahren der größte Völkermord nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begann, dem die internationale Gemeinschaft über Wochen tatenlos zusah, oder vielmehr sah sie weg, und vielleicht auch, weil ein Satz, der mir immer wieder in den Sinn kommt, ebenfalls auf Französisch ist: »Dans ces pays-là, un génocide n'est pas trop important«, »in diesen Ländern ist ein Genozid nicht besonders wichtig«, vielleicht werde ich deshalb dieses leichtfüßig schmachtende Chanson nicht mehr los:

*Vous dites que je sortirai de l'ombre,
J'aimerais bien vous croire oui
mais mon coeur y renonce ...*

Der Satz über den Genozid stammt vom damaligen französischen Präsidenten François Mitterrand, und das Chanson wurde von Mike Brant gesungen. Dass Moshe Brand der eigentliche Name des Sängers ist und er zwei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs geboren wurde als Sohn einer Auschwitzüberlebenden, lese ich am nächsten Vormittag, meinen Laptop auf den Knien, über mir läuft der Fernseher. Ruanda sei eine Familie, erklärt Präsident Paul Kagame vor den Kameras im Kongresszentrum, dessen Kuppel ich in der Ferne durch mein Fenster sehen kann. Aus dem Nachbarzimmer dringt lautes Stöhnen, Sex gegen die staatlich verordnete Pflicht des Erinnerns, ein schmaler Riss in der Trauerflagge, die über dem ganzen Land hängt. »Existieren in einem Zustand anhaltenden Gedenkens«, so nennt Kagame es in seiner Rede, und er spricht von der jungen Generation, die den Völkermord nicht mehr selbst erlebt hat, von den fast sechzig Prozent der Ruander, die erst nach den hundert Tagen auf die Welt kamen, in denen sich das Land in eine menschengemachte Hölle verwandelte. Die Einigkeit über alle Gräben hinweg, über das Schweigen der einen und die Verzweiflung der anderen, das ist es, was in diesen Tagen wie ein Mantra wiederholt und beschworen wird, als Grundlage dafür der Generationenwechsel nach einem Vierteljahrhundert, aber was sind schon zweieinhalb Jahrzehnte. Etwas mehr als ein Vierteljahrhundert nach der Befreiung von Auschwitz, im Jahr 1972, wurde Brants Chanson zu einem großen Erfolg. Drei Jahre später sprang der Sänger aus dem sechsten Stock eines Pariser Hauses und nahm sich so das Leben.

Es sind die beiläufigen Fragen, die man so dahinsagt, um nicht auf die Politik zu sprechen zu kommen, auf die Vergangenheit, um niemanden in Verlegenheit zu bringen oder weil man gerade nicht nachgedacht hat und alles mit einer unverfänglichen Leichtigkeit meint:

Und welche Sprache sprichst du mit deinen Eltern?, fragt eine Bekannte ihren jungen Mitarbeiter.

Eltern habe er nicht mehr.

Es sind die Fragen aus Anteilnahme, ob geheuchelt oder aufrichtig, Fragen aus Höflichkeit vielleicht nur noch, fünfundzwanzig Jahre danach:

Und hast du Verwandte verloren?, fragt eine andere Bekannte meinen Begleiter.

Nein, ist nach kurzem Zögern seine Antwort, und in dieser Antwort teilt sich das Land wieder, teilt sich in jene, deren Eltern den Genozid geschehen ließen oder selbst töteten, und jene, deren Eltern ihn nicht überlebten oder ein Leben fortsetzten, das aus kaum mehr bestand als Verlust und Flashbacks, den plötzlich wiederkehrenden Sekunden, Minuten, Stunden, in denen das geschah, was das Land und in dem Land die Zeit erstarren ließ, so und ähnlich wird es mir umschrieben, und man kann eher aufzählen als erzählen von diesen Momenten, erstarrt in den Dingen, die übrig geblieben sind:

Die profanen Plastikbottiche in der Kirche in Nyamata, darin die Knochen wie gesammeltes Brennholz.

Die Kleiderberge auf den Bänken im Kirchenraum, in den die Menschen geflohen sind, um Schutz zu suchen, aber den gab es nicht.

Die Heilige Maria Muttergottes, die in hellblauem Gewand auf einem Sockel an der Wand über all das wacht.

Die Sohle eines Flipflops, Kindergröße.

Die weißen Fliesen im unterirdischen Massengrab.

Der Grashüpfer in der Vitrine mit den gespaltenen Schädeln.

Der ausgetretene Teppich in der ehemaligen Präsidentenresidenz. Im Garten, hinter dem Swimmingpool mit brackigem Wasser, die Flugzeugteile, eine zerstörte Turbine, ein Bruchstück aus einer Bordwand.

Die Residenz, eher Bungalow als Palast, ist mittlerweile ein Kunstmuseum, doch auf meiner Eintrittskarte ist handschriftlich *visit airplane remains* vermerkt, als wisse die Frau, die die Quittung ausgestellt hat, ganz genau, weshalb ich eigentlich hier bin, weshalb jene Touristen kommen, die keine Gorillas sehen wollen.